

## Acht Tage aus meinem Missionsleben

---

Die alten Veteranen, die dort im harten Kampfe stehen, müssen endlich von jungen, gut einegerzierten und wohl vorbereiteten Kräften unterstützt werden, soll das Werk weiter wachsen, blühen und gedeihen. Nach wie vor ergeht die dringende Bitte und der Notruf um weitere tatkräftige Unterstützung des Weiterausbaues unseres Pius-Seminars in Würzburg. Die Hilfe, die diesem Unternehmen zuteil wird, wirkt sich segensreich in der eigentlichen Mission aus. Berufe sind notwendig und die Förderung derselben ist notwendig! Tut das christliche Volk das, dann lebt und fühlt es mit der Kirche katholisch und apostolisch!

P. D.

## Acht Tage aus meinem Missionsleben

Von P. W. Holzschneider. R. M. M.

Es ist Sonntag Morgen am Feste der hl. Magdalena. Die ganze Nacht hat es geregnet; schwere, schwarze Wolken bedecken den Himmel. Auf unserer kleinen Station Maria Einsiedeln ist es ruhig wie im Grabe, niemand läßt sich blicken; denn draußen ist es bitter kalt. Heute wirst du wohl mit den Schwestern und ein paar Kindern den Gottesdienst allein halten müssen, so dachte ich bei mir selbst. Doch ich irrte mich sehr. Kaum war ich in der Kirche, da kamen sie schon, einer nach dem andern, die Mädchen eingehüllt in die dicken Mäntel ihrer noch heidnischen Brüder, und als die Zeit kam, den Gottesdienst zu beginnen, war unser Kirchlein fast ebenso besetzt als an anderen Sonntagen. Ich staunte über den Opfermut dieser armen Leute, die meisten kamen zwei, drei, ja vier Stunden weit her. Gewiß ein großes Opfer, drei bis vier Stunden mit nackten Füßen durch nasses Gras zu gehen bei bitterer Kälte und noch dazu nüchtern; denn die meisten wollten beichten und kommunizieren. Wie beschämend für so viele laue, weiße Christen! Um die Leute nicht zu lange aufzuhalten in dieser Kälte, machte ich es kurz. Mit der Messe verband ich nur eine kurze Ansprache und den Segen, dann entließ ich sie. Und eine halbe Stunde später war es wieder ruhig auf der Station; alle beieilten sich, um so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Auch die wenigen Bewohner der Station zogen sich zurück in ihre Wohnräume. Es war Ferienzeit, deshalb waren nur wenige Kinder anwesend.

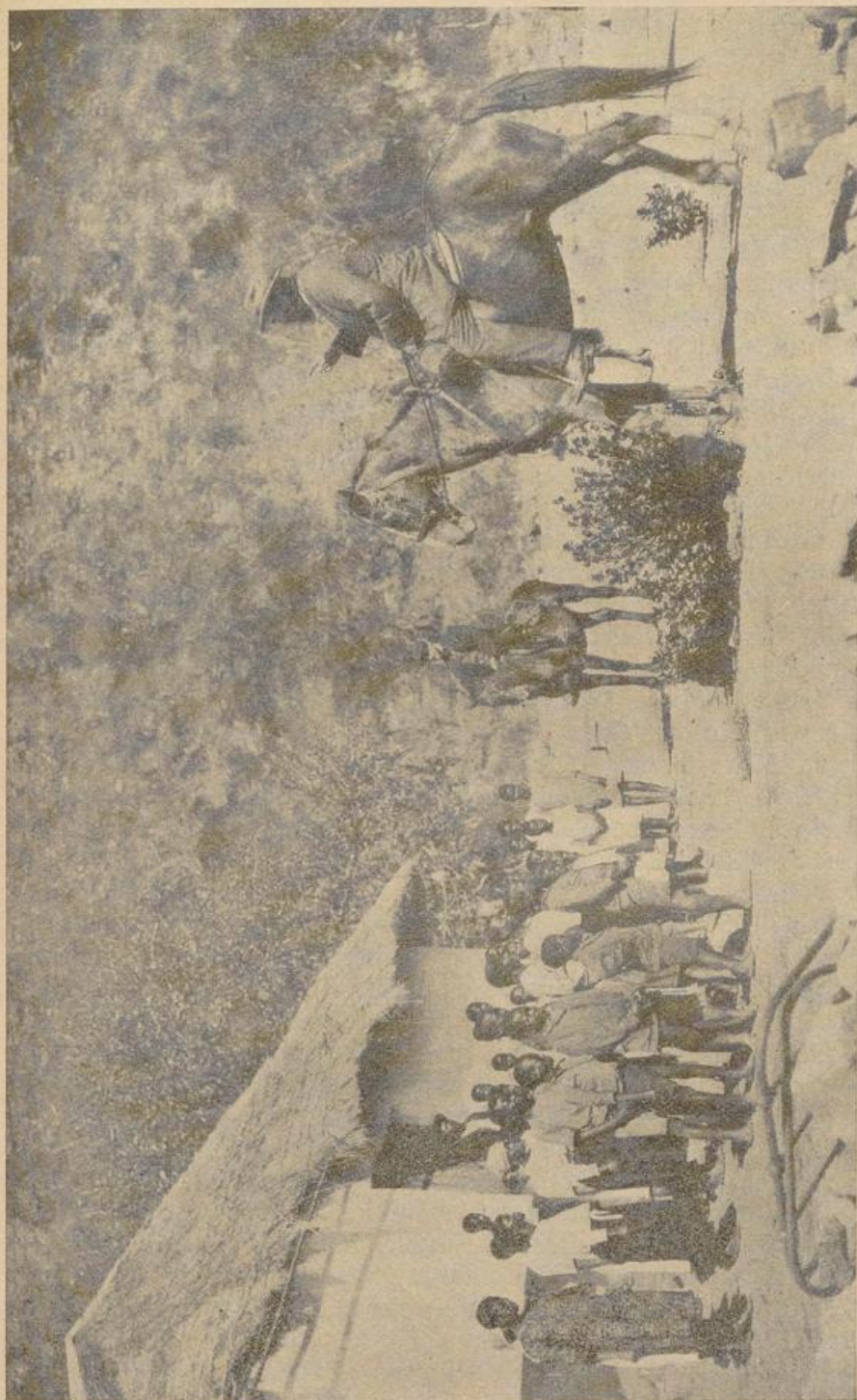
Auch ich hätte mich gerne zurückgezogen in meinen alten Kraal. Doch nein, ein Brautpaar wartete noch auf mich. Maria Magdalena, die älteste Tochter eines Häuptlings, die ich vor 14 Tagen in die Kirche aufgenommen (sie und ihre ganze Familie waren Wesleyaner, eine



protestantische Sekte), wollte am nächsten Tag mit einem katholischen Manne, der Witwer war, Hochzeit halten. Und so mußte ich denselben noch den vorgeschriebenen Brautunterricht geben. Nachdem dieses geschehen, zog ich mich zurück. Ich bedauerte im Herzen die armen Brautleute, da sie bei so nassem, kaltem Wetter so weit hergekommen waren. Es regnete wieder fast die ganze Nacht und zum Regen gesellte sich noch ein eifig kalter Wind. Und am nächsten Morgen war es kälter als den Tag vorher; erst gegen Mittag ließ sich die liebe Sonne für eine Zeit blicken.

Am nächsten Morgen mußten die Brautleute sowohl als auch ich eine Geduldsprobe bestehen. Die Braut hatte nämlich nur ihre gewöhnlichen Sonntagskleider bei sich. Ihr Vater, der Häuptling, und ihre Schwestern hatten ihr versprochen, früh morgens zu kommen und ihr die Brautkleider zu bringen. Aber es verging eine Stunde nach der andern und niemand von ihrer Verwandtschaft ließ sich blicken. Die Braut war sehr betrübt und wohl zehnmal im Laufe des Morgens stieg sie mit einigen Mädchen auf einen kleinen Hügel, von wo sie den Weg weit überschauen konnte, um nach ihren Freunden zu schauen, doch vergeblich. Gegen 11 Uhr kam sie betrübt zu mir und sagte: „Vater, ich kann dich nicht länger warten lassen, ich weiß nicht, was geschehen ist zu Hause, daß meine Verwandten nicht kommen. Du kannst mich in meinen gewöhnlichen Kleidern trauen.“ „Nein“, sagte ich, „ich kann noch warten, ich will dir deine Freude nicht verderben; deine Verwandten werden schon kommen; das schlechte Wetter hat sie so lange aufgehalten.“ Und wirklich nach kurzer Zeit erscholl fröhlicher Gesang vom Berge herab, und in zwei Wagen kamen ihre Verwandten angefahren; außerdem kamen noch einige zu Pferde. Im ersten Wagen hatte der Häuptling mit seinen Brüdern und ältesten Söhnen Platz genommen, im zweiten hatten die vier Schwestern der Braut, alle staatlich geprüfte Lehrerinnen, und ihre Freundinnen Platz genommen (die Braut selbst war auch eine geprüfte Lehrerin). Mit Jubel wurden dieselben begrüßt. Jetzt hieß es, die Braut schmücken und ich mußte mich noch ein Stündchen gedulden. Es war schon 12 Uhr vorbei, als ich die Trauung vornehmen konnte, worauf ich die Brautmesse lesen konnte. Der Häuptling und sämtliche Protestanten wohnten der hl. Messe mit großer Andacht bei; während derselben wurden die schönsten Lieder gesungen. Nachdem alles vorbei war und die Hochzeitsleute draußen sich belustigten, wartete draußen schon ein junger heidnischer Bursche auf mich und bat mich, ich möchte mit ihm gehen in seinen Heimatkraal, ein kleines krankes Mädchen zu taufen. Man sagte mir, ich könne an den Kraal mit dem Pferde nicht herankommen, da derselbe überall mit Drahtzäunen umgeben sei. Nachdem ich etwas gegessen, machte ich mich also mit meinem Begleiter zu Fuß auf den Weg. Nachdem wir etwa 1½ Stunden in gerader Richtung durch Feld





Der Missionar kommt auf die Außenstation und wird von den Schülkfindern begrüßt



und Gras auf dem weichen Boden gewandert waren, erreichten wir einen großen, noch ganz heidnischen Kraal, ganz zwischen Bergen versteckt. Der Kraal bestand aus sechs großen Hütten. Auch hier war Freud und Leid vereint. Es waren wohl einige hundert Menschen anwesend, alles meistens nackte Heiden; nur eine alte Christin und eine Abgefallene fand ich später unter der Gesellschaft. Diese Menge war nicht des kranken Kindes wegen gekommen, sondern es war ein großes heidnisches Biergelage, mehrere Betrunkene machten sich schon bemerkbar. Als ich kam, schauten alle verwundert auf, ich ließ sie aber unberücksichtigt und ging gleich zur Hütte, wo das kranke Kind war. Hier fand ich das Kind und seine Mutter, eine noch junge heidnische Frau, vor. Das Kind, ein etwa dreijähriges Mädchen, war schon ganz abgezehrt.

Es war meine Gewohnheit, wenn ich in einem Kraal taufen mußte, die Sache so feierlich wie möglich zu machen, weil dieses stets auf die anwesenden Heiden und Protestanten einen guten Eindruck machte. So machte ich es auch hier, auf ein paar Kisten machte ich mir einen Altar zurecht, die Sachen dazu hatte ich mitgebracht. Während ich dieses tat, füllte sich die sehr geräumige Hütte mit Zuschauern. Ich taufte nun die Kleine, gab ihr den Namen Christine, deren Fest wir am nächsten Tage feierten. Alle schauten gespannt auf alle meine Handlungen. Es war wohl für die meisten das erste Mal, daß sie so etwas sahen. Obschon die Hütte voll Menschen war, war es doch mäusestille in derselben, keiner rührte sich. Nachdem die Taufe vollendet, hielt ich eine kleine Ansprache an die Versammelten und ermahnte sie, auch endlich einmal sich zu bekehren, denn sie könnten nicht wissen, wann der Tod auch an ihre Türe klopfen würde. Sie versprachen alle, meinen Worten zu folgen. Dann packte ich meine Sachen wieder zusammen und marschierte nach Hause, es war schon dunkel, als ich dort müde und hungrig ankam. Nachdem ich mein Abendessen verzehrt und meine Gebete verrichtet, legte ich mich zur Ruhe, denn ich hatte am nächsten Tag wieder einen weiten Weg vor mir.

Am Dienstag, in aller Frühe, gleich nach der hl. Messe, saß ich schon wieder auf meinem Köhlein und trabte den Berg hinauf. Mein erster Besuch galt einer über 90 Jahre alten Frau, welche ich vor einigen Wochen getauft hatte. Ich wollte mit ihr etwas beten, ihr noch etwas von der Religion beizubringen war unmöglich. Nachdem dieses geschehen, ritt ich weiter. Auf den Bergen wehte ein eiskalter Wind. Nach einem Ritt von etwa drei Stunden sah ich den Kraal des Häuptlings und des Brautpaares in der Nähe des Umlaßflusses auf einem kleinen Hügel liegen. Ich hatte denselben versprochen, wenn möglich, einen Besuch abzustatten. Nach einer halben Stunde war ich in die Nähe des Kraales gekommen, wo die Hochzeitsgäste sich versammelt hatten; doch etwa fünf Minuten von diesem Kraale entfernt,



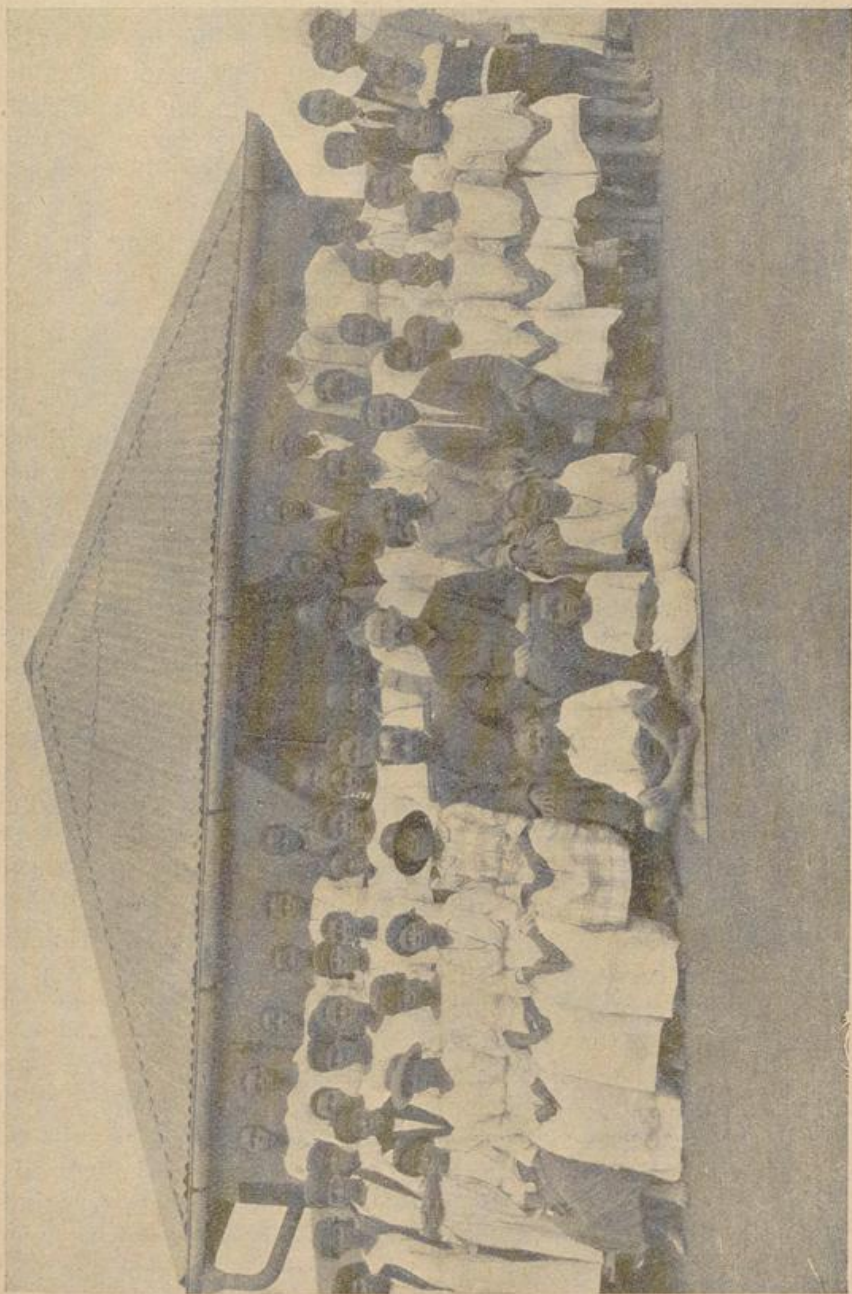
hatte ich einen anderen Kraal zu passieren, nahe Verwandte des Häuptlings und der Braut. Dort sah ich ein anderes Bild. In der Nähe der Umzäunung für das Vieh saß die Herrin des Hauses auf dem Boden und hatte ihr einziges Kind, ein etwa 9jähriges Mädchen, auf dem Schoße und bemühte sich, ihr Medizin zu geben. Ein trauriges Bild! Drüben die größte Freude, hier großes Leid. Ich stieg ab und frug, was mit dem Mädchen wäre. Man erzählte mir, sie habe vor mehreren Jahren sehr starke Influenza gehabt, seitdem habe sie immer einige Schmerzen in der Brust gefühlt. Es war ein sehr stark gebautes Mädchen, von Schwindsucht konnte hier keine Rede sein. Man sagte, sie habe sich seit einigen Tagen sehr erkältet und huste seitdem viel. Ich sagte den Eltern, sie sollten doch mit dem Kinde ins Haus gehen, der kalte Winter könnte ihr noch mehr schaden. Sie folgten auch meinem Räte und brachten es ins Haus. Dasselbe war nach europäischem Stile gebaut und geräumig und gut eingerichtet. Der Vater war Protestant, die Mutter aber seit einem Jahre Katholikin, das Mädchen war protestantisch getauft, aber seit einem Jahre Katechumene. An der Wand hing ein schönes, weißes Kleid, das sie sich selbst verfertigt, um damit der Hochzeitsfeier ihrer Verwandten beizuwohnen; es sollte nun bald ihr Sterbekleid werden. Obschon noch keine eigentliche Todesgefahr vorhanden war, bat ich doch den Vater, er möchte mit einem guten Pferde so schnell als möglich zur Station reiten, und mir alles holen, was ich vorschriftsmäßig brauche, um sie in die katholische Kirche aufzunehmen.

Nachdem er weg war, ging ich zu Fuß hinüber in den Hochzeitskraal, um hauptsächlich den Häuptling und seine Beamten zu begrüßen. Die Braut bekam ich nicht zu sehen, denn nach den Sitten jener Gegend, besonders der Protestanten, begannen die Hochzeitsfeierlichkeiten erst nach 1 Uhr nachmittags und bis dahin durfte die Braut sich nicht öffentlich zeigen. Nachdem ich mich eine Zeitlang mit dem Häuptling, einem sehr freundlichen und gebildeten, aber streng gläubigen Protestanten — er hatte seiner ältesten Tochter, der Braut, nur mit größtem Widerwillen erlaubt, katholisch zu werden — unterhalten, kehrte ich wieder zu der Kranken zurück, um sie bis zur Rückkehr ihres Vaters etwas vorzubereiten und zu prüfen. Ich fand sie ziemlich gut unterrichtet, und so kam mir der Gedanke, sie nicht nur in die hl. Kirche aufzunehmen, sondern ihr auch gleich die hl. Kommunion zu reichen. Ich frug sie deshalb, ob sie gern den göttlichen Heiland in der hl. Kommunion empfangen möchte. Sie antwortete mir und sagte, sie hätte den sehnlichsten Wunsch, aber sie hätte sich gefürchtet, es mir zu sagen, weil sie erst ein Jahr Katechumene sei. Ich sagte ihr, sie brauche sich deshalb keinen Kummer machen, ihr Wunsch solle erfüllt werden. Nach 2 Uhr nachmittags kam ihr Vater zurück; aber leider hatte man auf der Station vergessen, ihm alles zu geben, was ich brauchte;



besonders fehlte das Rituale. Ich war eigentlich froh, daß es so kam, denn ich hatte mir inzwischen die Sache anders ausgedacht. Ich sagte den Leuten nun, daß ich wieder kommen wolle, und auch zugleich das Allerheiligste mitbringen würde. Und da die Kranke noch ziemlich bei Kräften war und eine augenblickliche Todesgefahr nicht vorhanden war, versprach ich, daß ich am Donnerstag Morgen in aller Frühe kommen werde, morgen am Mittwoch hätte ich viel Arbeit zu Hause und könnte deshalb nicht so weit reisen. Wenn sie aber verlangte, daß ich am nächsten Tag schon kommen solle, so würde ich kommen. Sie meinte aber, ich solle erst am Donnerstag kommen. Ich kehrte nun nach Hause zurück, wo ich wieder im Dunkeln ankam. Am nächsten Morgen nach der hl. Messe war meine erste Arbeit, die sterbliche Hülle der kleinen Christine, die ich am Montag getauft, der Mutter Erde zu übergeben. Die hl. Christina hatte ihren seligen Schützling an ihrem Festtag in den Himmel abgeholt, um sie vor fernem Erdenleid zu bewahren und damit sie für ihre noch heidnischen Verwandten bete. Und dieses hat sie auch schon getan, denn einige Tage später meldete sich die oben erwähnte Abgefallene bei mir und bat mich, ich möchte sie doch wieder aufnehmen in die Kirche. Nach der Beerdigung der Kleinen erteilte ich bis Mittag katechetischen Unterricht. Am nächsten Morgen las ich die hl. Messe früher als gewöhnlich, um beizeiten bei der Kranken zu sein. Es war noch früh am Tag, als ich nach einem dreistündigen Ritt dort ankam. Ich fand das Haus voll von Leuten, fast nur Frauen und Mädchen; die meisten waren katholisch. Man hatte alle aus der Nachbarschaft zu dieser Feier eingeladen. Auch das ganze Haus war geschmückt, ein Tisch war hergerichtet und die Kranke lag auf ihrem Bette. Auch dieses war so gut als möglich schön hergerichtet. Die Kräfte der Kranken hatten indessen bedeutend abgenommen, doch war sie noch stark genug, um sie ganz nach Vorschrift der Kirche feierlich abschwören zu lassen und sie dann in die hl. Kirche aufzunehmen. Nachdem dieses geschehen, betete ich mit der Kranken und den übrigen Anwesenden die Vorberitungsgebete zur hl. Kommunion. Darauf sangen wir einige schöne Lieder, und dann reichte ich der Kranken ihre erste hl. Kommunion als Wegzehrung zur weiten Reise in die Ewigkeit. Nachher machten wir ebenso gemeinschaftlich die Dankagung nach der hl. Kommunion. Inzwischen war es Mittag geworden. Nachdem ich mich noch eine kurze Zeit mit der Kranken unterhalten, sie getröstet und ihr von der Schönheit des Himmels erzählt, wonach sie ein großes Verlangen hatte (sie hatte gar keine Furcht vor dem Sterben), wollte ich aufbrechen und nach Hause zurückkehren. Doch die armen Leute baten mich, ich möchte doch erst etwas essen, und offen gestanden, die Einladung war mir nicht unangenehm, denn ich war nüchtern von zu Hause weggeritten. Ich folgte also der Einladung. Dann nahm ich Abschied von den





Saubewerber der Missionsstation von Enkanheji



Eltern und der kranken Julia. Die übrigen Christen begleiteten mich noch ein gutes Stück Weges.

Am Freitag las ich zu Hause gewöhnlich keine hl. Messe, sondern reichte den Schwestern die hl. Kommunion und reiste dann nach einer 2 Stunden entfernten Außenstation, um dort für solche die hl. Messe zu lesen, die den weiten Weg bis zur Station nicht machen konnten. So machte ich es auch an diesem Freitage. Nachdem ich etwa 50 Beichten gehört, las ich die hl. Messe und unterrichtete die Leute, und half ihnen, so gut ich konnte, in ihren Anliegen, und an solchen fehlt es in den Missionen niemand. Gegen Abend war ich wieder zu Hause. Am Samstag Morgen, es war noch dunkel, standen schon zwei erwachsene Mädchen an meiner Tür und brachten die Nachricht, daß Juliane am Freitag Abend gestorben sei. Ich ließ dem Vater sagen, er möge die Verstorbene, womöglich zur Station bringen, damit sie auf dem Kirchhof beerdigt werde. Doch der ganze Samstag ging vorüber und niemand kam. Erst am Sonntag Morgen, kurz vor der Messe, kam der oben erwähnte Bräutigam geritten, um mich im Namen des Häuptlings und der übrigen Verwandten zu bitten, ich möchte kommen und die Verstorbene zu Hause begraben, da sie dieselbe nicht bringen könnten; die Nachbarfarmer wollen nicht erlauben, daß sie mit ihren Ochsen über ihre Farm fahren. Es geschieht dieses nicht aus Haß oder Feindschaft; hier in Südafrika gibt es viele Krankheiten, besonders unter dem Vieh; bald hier, bald dort bricht die Krankheit aus und, um sich gegenseitig zu schützen, hat jeder Farmer sein Land mit einem Drahtzaun umgeben, damit das Vieh des einen nicht zu dem Vieh des andern kommen kann. Und so dürfen auch die Schwarzen kein Vieh treiben ohne spezielle Erlaubnis der Regierung und der Farmer, an welchen der Weg vorbeiführt, auch wenn es eine öffentliche Straße ist. Was sollte ich nun machen? Die Schwestern meinten, ich solle am Montag gehen, aber der Mann bat mich, ich möchte heute kommen, da alles bereit und viel Volk zusammengekommen sei. Ich sagte also, ich würde gleich nach der hl. Messe abreisen. Nachdem ich die hl. Messe gelesen und den Segen erteilt hatte, sagte ich den Leuten, ich hätte keine Zeit, heute zu predigen, ich müsse noch weit reisen, um jemand zu beerdigen. Da ich bis ungefähr an den Kraal fahren konnte, ließ ich unsere alte Kutsche zurecht machen — einen wahren Marthrerkasten — und unseren alten Grauschimmel — nicht grau an Farbe, sondern an Alter — anspannen, nahm alles mit, was ich zur feierlichen Beerdigung brauchte. Die Schwestern hatten alles, was es an Blumen zu dieser Jahreszeit hier gibt, zusammengesucht, und so fuhr ich gleich nach dem Gottesdienst mit einem jungen Burschen als Kutscher ab. Es war schon drei Uhr nachmittags, als wir an Ort und Stelle kamen. Eine große Volksmenge hatte sich eingefunden, wohl der halbe Afizestamm, zwei Häuptlinge mit ihren



Indunas (Beamten) und wohl über 500 Personen, Männer und Frauen. Fast alle waren Christen, aber meistens Wesleyaner. Nur mit Mühe konnte ich an die Leiche heran kommen. Man hatte für sie als die nahe Verwandte mehrerer Häuptlinge einen schönen Sarg gekauft. Die beiden Häuptlinge saßen in der Nähe des Sarges. Ich sagte, man möge den Sargdeckel wegnehmen; derselbe war nur lose aufgelegt. Da lag sie nun, geschmückt mit dem schönen, weißen Kleide, das sie selber sich verfertigt für die Hochzeit ihrer Verwandten. Unter den Blumen, die wir mitgebracht, befand sich auch ein Kränzchen. Ich ließ es ihr auf des Haupt setzen; die übrigen Blumen verteilte ich schön über die Verstorbene und fügte noch einige schöne Bildchen hinzu. Da lag sie, nun selber eine Braut, eine Braut des Himmels.

Alle wollten die Verstorbene noch einmal sehen; ich ließ sie gewähren. Ach, sagten die meisten, wie schön! Die Schwarzen sind im Tod nicht so abschreckend, so entstellt wie die Weißen, selbst nach langer, entstellender Krankheit nehmen sie im Tode eine schöne Gestalt an. Diese Verstorbene war wirklich schön zu nennen. Dann nahm ich die vorgeschriebene Einsegnung vor und ließ den Sarg schließen. Die Häuptlinge und alle beobachteten alle meine Handlungen aufs genaueste. Jetzt wurde der Sarg unter Gebet und Gesang der anwesenden Katholiken hinausgetragen, etwa 300 Meter außerhalb des Kraals, wo schon einige Mitglieder der Familie in ewigem Schlummer ruhten. Nachdem ich die vorgeschriebenen Gebete und Zeremonien verrichtet, wurde der Sarg in die Grube gesenkt und das Grab geschlossen. Hierauf hielt ich eine längere Ansprache an die Versammlung. Die Worte meines Vorspruches waren: „Mutter, weine nicht, das Mägdlein schläft.“ Ich wies hin auf die Auferstehung und das Wiedersehen im Himmel, redete über den Tod eines guten und schlechten Christen und sprach von der Belohnung oder Bestrafung, die im Jenseits auf uns wartet. Als ich geendet, betete ich noch mit den Christen 6 Vaterunser für die Verstorbene, wobei sogar die meisten Protestanten miteinstimmten. Als alles vorüber war, kamen die beiden Häuptlinge und ihre Großen und dankten mir für alles und sagten: „Durch das, was du gesagt hast, hast du allen Schmerz und Kummer entfernt.“

Doch wir konnten uns nicht mehr lange aufhalten, es war schon fünf Uhr geworden und wir hatten noch einen weiten Weg vor uns, wir mußten sorgen, daß wir wenigstens vor der Dunkelheit auf die Straße kamen. Wir nahmen also kurz Abschied und fuhren ab, langsam die Höhe hinan. Oben angekommen, schaute ich noch einmal zurück. Da kam mir der Gedanke: O könntest du doch auf einem Hügel der schmerzhaften Mutter eine Kapelle bauen! Wie schön müßte es sein, wenn morgens und abends das Aveglöcklein schallen würde und diese Armen alle in ihren Hütten niederknieten und der schmerzhaften Mutter und ihrem Kinde ihre Huldigung darbrächten! Aber es war nur ein Wunsch,





Und vergib uns unsere Schuld!



der wohl niemals in Erfüllung gehen wird. Abgesehen davon, daß mir alle Mittel dazu fehlen, kommt noch ein Umstand in Betracht. Der ganze Distrikt vom Umlaasfluß bis zum Umkomaasfluß gehört Farmern. Die Schwarzen wohnen auf diesen Farmen nur als Arbeiter. Diese Farmer sind meistens Schotten, gehören der schottischen Kirche an und wollen von uns Katholiken nichts wissen. Protestanten erlauben sie Schulen und Kirchen auf ihren Farmen zu erbauen, uns aber nicht. Schon zweimal seit einigen Jahren ist es geschehen, daß ein Engländer uns erlaubte, eine Kapelle auf seiner Farm zu bauen. Beide verkauften später ihre Farmen an Schotten und sogleich wurde unsere Kapelle zerstört.

Als wir auf die Straße kamen, war es bereits dunkel, wir hatten keine Laterne und mußten langsam fahren, denn der Weg ging bald bergauf, bald bergab. Auf der Station war man in Unruhe, man glaubte, es wäre uns ein Unglück zugestoßen. Als wir an den Mlobu-Fluß kamen, standen dort zwei Schulknaben, die auf uns warteten. Wohlbehalten kamen wir auf der Station wieder an. Und so schließe ich meine kleine Erzählung von „Freud und Leid im Missionsleben“.

„Freunde sterben, Nationen gehen dahin, Denkmäler fallen zusammen;  
gute Werke aber bleiben ewig.“

## Und vergiß uns unsere Schuld!

Wenn jemand dir ein Leid's getan,  
O so vergiß es eilig,  
Die Liebe, die sich selbst vergißt,  
Sei deinem Herzen heilig.  
In dieser Welt voll Müh und Streit  
Was frommt dem Herzen Bitterkeit:  
Vergesse und vergebe.

Wenn jemand dir ein Leid's getan,  
Schau, Seele, an deß' Lieben,  
Den deine Unbarmherzigkeit  
Ans Marterholz getrieben,  
Der „Vater!“ hat, „sie wissens nicht,  
Geh nicht mit ihnen ins Gericht!“  
Vergesse und vergebe.

Wenn jemand dir ein Leid's getan,  
Schnell bitt' es ab statt seiner,  
Und hast du sonst ihn lieb gehabt,  
So wird dein Lieben reiner.  
Und wenn's dir noch so bitter scheint,  
O denk, es war nicht böß gemeint,  
Vergesse und vergebe.

Ja, wenn dir jemand Leid's getan,  
Vergiß, vergiß es eilig,  
Die Liebe, die sich selbst nicht kennt,  
Sei deinem Herzen heilig.  
Wer nicht vergißt, was ihm getan,  
Den klagt des Nächsten Engel an: —  
Vergesse und vergebe!

Karl L.